

dem Eingeständnis von Barth die Offenbarung nicht in dem Sinn als Ereignis und Einbruch bezeichnet werden kann, als ob es sich um ein willkürliches Dasein oder Fernbleiben der Gnade handelte. Die Gnade ist kontinuierlich gegeben, aber doch immer ein Einbruch, weil sie unsere „Fassungskraft“ je und je übersteigt und dadurch immer neu ist. Mit Barth zu sprechen: „Von hier unten gesehen eine unbestimmte Reihe, von dort oben geschaut eine ein für allemal erfüllte Gebärde.“ Die Kontinuität liegt auf Seiten Gottes. Aber in der Inkarnation hat Gott

ihr ein menschliches Analogon geschaffen. Die Anerkennung der Inkarnation in ihrer Fülle zwingt wohl oder übel zuzugeben, daß für den Glauben die Offenbarung eine gegenständliche wird. Hieraus ergibt sich zwangsläufig ein neuer Kirchenbegriff, der Begriff einer Kirche, die als fortgesetzte sakramentale Kontinuität des offenbarenden Wortes Christus repräsentiert. Die Kirche als Trägerin der Offenbarung, das ist der denkbar größte Gegensatz zum Aktualismus. Es ist das wichtige Ergebnis des dritten Bandes der Theologie von Karl Barth.

Fragen des sozialen und politischen Lebens

Überseeische Völker und abendländische Kultur

Ein Bericht über die diesjährige „Semaine Sociale“

Die diesjährige „Soziale Woche von Frankreich“ fand vom 19. bis 24. Juli in Lyon statt und befaßte sich mit den Problemen der überseeischen Völker, der Farbigen und der fremden Kulturen und Religionen in ihrem Verhältnis zur abendländischen Welt. Für Frankreich haben diese Fragen die ganz konkrete Dringlichkeit, die ihnen das Zusammenleben farbiger Völker mit den Franzosen des Mutterlandes in der „Französischen Union“ verleiht; sie sind aber in der gegenwärtigen Welt darüber hinaus von allgemeiner und entscheidender Bedeutung. Sie sind verknüpft mit der geistigen und sozialen Krise des Abendlands. Diese Krise bringt einerseits als natürliche Folge eine Veränderung der Rolle der „Weißen“ in den Kolonialländern mit sich; andererseits greift sie auch direkt auf die Welt der farbigen Völker und fremden Kulturen über. Unter beiden Aspekten stellt sie vor Probleme, die auch den Christen als solchen angehen.

DER BRIEF MSGR. MONTINIS

Diese Aktualität der diesjährigen „Sozialen Woche von Frankreich“ betont auch der Brief Msgr. Montinis, den dieser im Namen des Hl. Vaters an den Leiter der „Sozialen Wochen“, Charles Flory, gerichtet hat. Der Brief erinnert an zwei frühere Tagungen der „Sozialen Wochen“, die eine 1930 in Marseille mit dem Thema „Das soziale Problem in den Kolonien“, die andere 1936 in Versailles über die „Spannungen zwischen Kulturen“ (Conflicts de civilisation), zu denen beiden der damalige Kardinalstaatssekretär Pacelli, der heutige Papst Pius XII., den Begrüßungsbrief des Hl. Stuhls geschrieben hat. Die Probleme von damals sind inzwischen nur noch brennender geworden.

Nach einleitenden Worten führt der Brief Msgr. Montinis daher aus:

„... die Katastrophe ohnegleichen, die wir gerade hinter uns haben, hat nicht nur unsere Kultur ins Wanken gebracht, sondern auch bis zu den entferntesten der überseeischen Völker eine Erschütterung, eine Gärung getragen, deren Folgen unabsehbar sind. Viele sind zur Unabhängigkeit erwacht. Durch ihre Teilnahme am zweiten Weltkrieg sind sie sich ihrer Möglichkeiten bewußt geworden. Aber dieser Durst nach Selbständigkeit, oft von Gewalttaten begleitet, ist nicht ungefährlich, wenn man

den gleichzeitigen Schwächezustand bedenkt, in dem sich heute die Staaten des Abendlandes befinden, denen ihr Rang und ihre Berufung als Verkünder des Evangeliums die Aufgabe einer älteren Schwester gegenüber den Kontinenten, die noch „im Dunkel und im Todeschatten sitzen“, auferlegt hatte. Wer sollte nicht fürchten, daß diese Umstände eine Gleichgewichtsstörung beschleunigen könnten, unter der die gesamte Welt auf lange Zeit zu leiden haben würde? Daß Entwicklungen nötig sind, wird gewiß niemand bestreiten. Aber wie sehr muß man wünschen, daß sie sich in Ordnung, Gerechtigkeit, gegenseitigem Verständnis, kurz in Liebe vollziehen!

Gewiß ist niemals die Rede gewesen von Uniformierung und Nivellierung zwischen verschiedenen Kulturen, wie der Brief des Hl. Stuhls an die 28. Soziale Woche von Versailles mit Recht betont hat: Die Geschichte, so hieß es dort, beweist, wie sehr die Kirche stets ihre unterscheidenden Merkmale, ihre besonderen legitimen Beiträge respektiert hat. Vielleicht nötigen die neuen Verhältnisse, unter welchen sich heute der abendländische Einfluß auf die in voller Gärung befindlichen überseeischen Völker auswirken muß, die verantwortlichen Stellen erst recht, ihre ethnischen Besonderheiten zu beachten und viel mehr, als eine nur zu oft von selbstsüchtigen materiellen Interessen geleitete Kolonisation es getan hat, das Verlangen der Eingeborenen nach gerechtem sozialem Fortschritt, der übrigens auch durch die Würde der menschlichen Person gefordert ist, in Rechnung zu stellen.

Hat nicht schon der Brief an die Soziale Woche von Marseille, deren Thema die Kolonisation war, die Mißbräuche aller Art, die Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft und die sittliche Unordnung beklagt, die häufig dazu führten, die Moral der Bevölkerung herabzudrücken, die doch in wahrhaft evangelischer Selbstlosigkeit hätte erhalten und entwickelt werden müssen? Ist das Beispiel der katholischen Missionare in dieser Hinsicht nicht überzeugend? Und welche Lehren könnte man nicht auch für den zeitlichen Bereich aus der Übernationalität der Kirche ziehen, die der jetzt glorreich herrschende Papst mit so edlen Worten anlässlich des Konsistoriums von 1946 gepriesen hat und an der sich die irdischen Vaterländer nur zu ihrem Vorteil inspirieren könnten!

Wenn die Soziale Woche von Lyon zu solchen Gegenüberstellungen führt und eine ehrliche und vollständige Gewissensforschung anregt, durch die die Verantwort-

lichkeiten geklärt und die augenblicklichen Pflichten gleichzeitig deutlicher erfaßt werden, wird sie im Lichte der päpstlichen Weisungen und unter der erleuchteten Führung des hochwürdigsten Primas der Gallier eine fruchtbare und heilsame Arbeit leisten, zu der sich unsere europäischen Länder, die überseeischen Völker und die Kirche selber nur Glück wünschen können. Denn dies alte Europa, Mittelpunkt und Wiege der Katholizität, hat, so dürfen wir wohl hoffen, noch nicht aufgehört, eine hervorragende Rolle beim Entstehen einer brüderlich nach den ewig gültigen Normen des Evangeliums erneuerten Welt zu spielen. Aber dazu müssen wir von den Lehren der Ereignisse profitieren und uns entschlossen zu den rettenden Tugenden des Christentums bekennen, die allein imstande sind, einen dauerhaften Sieg über die materialistischen Lehren zu erringen, deren Drohung heute so schwer auf der Welt lastet...“

DER VORTRAG CHARLES FLORYS

Charles Flory greift einige dieser Formulierungen in seinem einleitenden und der gesamten Tagung ihren Rahmen absteckenden Vortrag wieder auf. Am Ende des 19. Jahrhunderts, so sagt er, schien es, „als ob unter seiner (des Abendlands) Leitung alle ethnischen Gruppen auf dauerhafte, wenn nicht endgültige Berührungslinien und geordnete Beziehungen festgelegt seien... Wir wissen heute, daß der europäische Geist, als er Völker, die ‚im Todesschatten schliefen‘, zum modernen Leben erweckte, das Gleichgewicht der Menschenmasse zerstört hat“. Flory weist mit Stolz darauf hin, daß die 1930 auf der Tagung in Marseille erarbeiteten Richtlinien zur Lösung der in den Kolonien entstandenen sozialen Probleme Einfluß gewonnen und die Geschichte mitbestimmt haben: sie sind von der Atlantikcharta, der Konferenz von Brazzaville und der neuen französischen Verfassung bestätigt worden. Gerade weil die Sozialen Wochen der Katholiken Frankreichs einen solchen Einfluß gewinnen können, ist es jedoch heute, wo alle konkreten Gegebenheiten durch die Ereignisse umgestürzt worden sind, nötig, den ganzen Problemkreis der Beziehungen des Abendlandes zu den überseeischen Völkern neu zu durchdenken.

Wird die Aufgabe des Abendlandes als die eines Erziehers der Völker aufgefaßt, so stellt sich das Problem folgendermaßen dar: „Jedes Erziehungswerk braucht Zeit. Nun haben aber die Ereignisse eine Entwicklung überstürzt, die zu ihrem normalen Ablauf mehrere Generationen gebraucht hätte. Die europäische Einmischung barg immer schon eine Gefahr auf lange Sicht: wie würde sich zu gegebener Zeit der Übergang von der kolonialen Abhängigkeit zur internationalen Gemeinschaft vollziehen? Und nun stellt sich plötzlich diese Frage überall zur gleichen Zeit, ehe noch die meisten der überseeischen Völker ihre Mündigkeit erreicht haben“. Die ideologischen Strömungen, die Europa erschüttern, ergreifen mit verdoppelter Wucht von jenen Völkern Besitz, die sie einander streitig machen. Und sowohl nationalistische Leidenschaft wie revolutionäre Unruhe kehren sich bei den eingeborenen Völkern gegen die Vormundschaft der Europäer. Europa selber aber ist geschwächt, und seine Autorität ist in Frage gestellt. Da die Menschwerdung Gottes sich im Mittelmeerraum vollzog, ist das Abendland über tausend Jahre lang der

Bannerträger des Glaubens gewesen; aber wird es diese Rolle behalten?

Wachstumskrise

Charles Flory sieht die Spannungen, die sich so zwischen den Mutterländern und den Kolonialländern entwickelt haben, unter dem Bild einer Jugendkrise: sie gleicht der Krise, die das Verhältnis zwischen Vater und Sohn zu durchlaufen hat, wenn das Kind heranwächst und zur selbständigen Persönlichkeit wird. Dieser Vergleich beleuchtet die beiden Seiten des Verhältnisses. Die erste ist die: die Kolonisation war gerecht, notwendig und zum allgemeinen Wohl wie zum Wohl der eingeborenen Völker, so lange sie „unmündig“ waren; ihr Anteil an der Erde wurde mit Recht in den Gemeinbesitz der Menschheit eingereicht, da die ihn besiedelnden Völker wegen ihrer rudimentären Kultur nicht imstande waren, ihn wirklich zu nutzen; diese Völker selber wurden einbezogen in die gesamt menschliche Kultur, ihre materiellen und moralischen Daseinsbedingungen wurden fortschreitend verbessert. Darin besteht die Erziehungsaufgabe der weißen Völker gegenüber den überseeischen Ländern. Die andere Seite aber ist die: ist die Erziehung weit genug fortgeschritten, so muß das Mutterland bereit sein, dem Kolonialland seine Selbständigkeit und Gleichberechtigung zu verleihen. Aber wie im individuellen Entwicklungsgang, so ist auch in der Völkerentwicklung der Übergang aus dem abhängigen zum freien Stand nicht immer ohne Krise möglich. Der Vormund, der Erzieher will nicht rechtzeitig zurücktreten, der Abhängige will seine Loslösung überstürzen. Diese naturgegebene Krise kann außerordentlich gesteigert werden durch ungünstige Umstände. Vor allem dann, wenn die Atmosphäre der Kontinuität zerrissen wird, in der sich jede wohlthätige Erziehungsarbeit vollziehen muß; und gerade das ist der Fall im heutigen Verhältnis des Abendlandes zu den überseeischen Ländern.

Flory gibt dann einen Rückblick über die psychologische Entwicklung der Kolonialländer: die eroberten Völker haben sich zum größten Teil nach den Kämpfen der Eroberungsperiode sehr rasch unterworfen und nicht nur aus Resignation, sondern oft aus Vertrauen und Hoffnung. Die europäische Verwaltung brachte oft rasch Ordnung und Gerechtigkeit und einen Aufstieg der materiellen Lebensverhältnisse. Allerdings waren die tief religiösen Völker Asiens und Afrikas häufig abgestoßen von der praktischen Gottlosigkeit der Europäer; diesem Eindruck hielten dann manchmal wieder die Missionen das Gegengewicht. Im allgemeinen suchten die Häupter der Eingeborenen von den Eroberern zu lernen, sie besuchten die Schulen und kamen zu den europäischen Universitäten.

Dennoch ist schließlich ihre Ehrfurcht vor dem Wissen des Abendlandes und seiner Vormacht zusammengebrochen. Im 19. Jahrhundert war Europa als der Träger einer brüderlichen Zivilisation und der Bringer von Frieden und sozialem Fortschritt erschienen. Nun aber hat es das Schauspiel der furchtbarsten Selbstzerfleischung geboten, bei der die bewunderte Technik sich als Werkzeug der Vernichtung erwies. Das Abendland selbst widerlegte seine Lehre von der Universalität der Vernunft, des Rechts und der geistigen Unabhängigkeit. Die Achtung vor Europa wurde in den überseeischen Ländern zudem noch erschüttert durch seine Niederlage

gegenüber den Japanern 1905 und die Aufnahme Japans in die Reihen der Alliierten 1914. Inzwischen sind überall in der farbigen Welt Eliten entstanden, deren persönlicher Ehrgeiz ebenfalls dazu beiträgt, den Wettkampf mit den bisherigen Beherrschern aufzunehmen.

Europa seinerseits hat seine Selbstsicherheit verloren. Mögen die kolonisatorischen Impulse auch noch so sehr mißbraucht worden sein, sie beruhten doch im 19. Jahrhundert auf dem Glauben an eine echte kolonisatorische Sendung, eine große Aufgabe. Diesen Glauben hat das Abendland nicht mehr. Der erste Grund dazu liegt natürlich in seiner eigenen Schwäche, seiner Erschöpfung durch die Kriege und in dem Bewußtsein, daß seine natürlichen Reichtümer denen der anderen Erdteile nicht gleichkommen. Auch seine Kapitalien genügen nicht für die Investitionen, die in den überseeischen Ländern notwendig wären. Und doch sind die Bedürfnisse der autochthonen Bevölkerung gewachsen, und die kommunistische Propaganda steigert die Unzufriedenheit.

Europas Unsicherheit hat aber auch geistige Ursachen, die dem Abendland zur Ehre gereichen. Wir sind bescheidener in unsrer Selbstbeurteilung geworden, erkennen besser die Schätze der alten Kulturen Indiens und Chinas und wissen, daß der Islam 700 Jahre lang das Erbe der Antike gehütet hat. Vielleicht haben wir uns zu sehr von der Entdeckung beeindruckt lassen, daß Kulturen sterblich sind. Europa glaubt nicht mehr an seine eigenen Werte, es verteidigt sie nicht mehr mit Überzeugung, ebenso wenig den fremden Völkern wie dem aufsteigenden Proletariat gegenüber.

Die Aufgaben des Abendlandes

So steht das Abendland schließlich vor einem Gewissenskonflikt: soll es angesichts der Emanzipationsbewegung der überseeischen Völker, wo nicht auf seiner Oberhoheit, so doch immerhin auf seiner Anwesenheit bestehen? Diese Frage stellt sich auch dem christlichen Gewissen, und ihre Entscheidung duldet keinen Aufschub.

Und hier entscheidet sich Charles Flory eindeutig für die Fortsetzung der zivilisatorischen Arbeit. Was sollte denn überhaupt aus den überseeischen Ländern werden, wenn ihnen plötzlich das Kapital und die Arbeitskraft der Europäer entzogen würden? Fast nirgends sind die einheimischen Eliten bereits wirklich imstande, ihr Land zu führen; ihre berufliche Ausbildung ist noch zu rudimentär, ihre psychologische Vorbereitung ungenügend, und viele würden sich wohl ihrer natürlichen Passivität überlassen, wenn die Führung der Europäer ihnen entzogen würde.

Denn während Europa Mangel an materiellen Hilfsquellen hat, behält es immer noch einen wesentlichen Schatz: Männer, und damit ein unvergleichliches Privileg. Gewiß, die christliche Botschaft, deren Kunder es so lange war, ist nicht sein Vorrecht; aber es bleibt doch, wie es in dem Brief Msgr. Montinis heißt, „Mittelpunkt und Wiege der Katholizität“ und wird vielleicht noch „seine Rolle in der Heraufkunft einer brüderlichen Welt aus dem Geist des Evangeliums“ spielen. Europa muß allerdings auf die gerechten Wünsche der Völker Rücksicht nehmen, die das, was sie vom Abendland gelernt haben, nun an sich selbst verwirklicht sehen wollen. Die Aufgaben, die hier gestellt sind, sind ebenso vielfältig wie dringlich. Die fremden Länder sind so vielfältig an Klima, Bodenbeschaffenheit, Anlagen der Bevölkerung, daß es schwer ist, ihnen allen auf

einer Tagung wie der der Sozialen Woche gerecht zu werden. Aber in den verschiedensten Abwandlungen handelt es sich doch allen gegenüber um drei Dinge: politische Förderung, wirtschaftliche Förderung und, als wichtigstes, soziale Förderung. Und so widersinnig es scheint, die Schwächung des Abendlandes kann bei diesen Aufgaben zum Segen werden, weil es weniger autoritativ auftritt. Es hat viel zu geben, aber es wird auch nicht vergessen, daß es ebenfalls schon viel von den überseeischen Völkern empfangen hat. Und so gehört es zu den wichtigsten Voraussetzungen der hier zu leistenden Arbeit, daß wir Europäer begreifen, daß wir größeren Gemeinschaften angehören, die über unsere nationalen Interessen hinausgehen, und daß uns aus dieser Situation Pflichten erwachsen. Uns Christen wird dabei der Kontakt mit jenen wesentlich religiösen Völkern vielleicht erleichtert, und wir mögen sie besser verstehen und leichter mit ihnen zusammenarbeiten als die, die keine Religion mehr besitzen.

DIE VORTRÄGE

Wir haben im Juni-Heft der Herder-Korrespondenz S. 385/86 die Vortragsfolge der „Semaine Sociale“ von Lyon mitgeteilt. Eine Anzahl dieser Vorträge gab konkrete Schilderungen der Situation in den verschiedenen überseeischen Bereichen und allgemeinere Analysen der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme. Wir müssen uns begnügen, einige für uns wichtige Gedanken allein herauszuheben, und folgen dabei dem Bericht der „Documentation Catholique“ (1. August 1948).

So brachte der erste Vortrag von Robert Montagne, Professor am „Institut des Hautes Etudes marocaines“ am Collège de France, mit dem Titel „Bilanz des europäischen Wirkens jenseits der Meere“ eine aufschlußreiche Analyse der allgemeinen konkreten Lage. Angesichts der Zweifel an der Fortführbarkeit der Aufgabe, die das Abendland in den fernen Ländern übernommen hat, legt man sich Rechenschaft ab und findet: Bevölkerungspolitisch ist ein großer Erfolg des europäischen Wirkens gewiß. Fast überall hat sich die Bevölkerung dank des Friedens und der Geschicklichkeit der Verwaltung, Regierung und ärztlichen Fürsorge innerhalb eines halben oder gar eines dritten Jahrhunderts verdoppelt. Allerdings sind auch einige schwächere Rassen im Verschwinden begriffen. Die Wirtschaftsbilanz ist weniger positiv. Das schnelle Anwachsen der Bevölkerung übersteigt bei weitem die Möglichkeiten der Nahrungsproduktion. So entstehen neben wachsenden Eliten gewaltige Massen von gedrücktem und machtlosem Proletariat. Die dadurch entstandene Gefahr kann nur noch durch gemeinsame Anstrengung aller Klassen, aller Rassen, der Weißen und der Farbigen, überwunden werden. Die europäische Technik hat zuerst einen gewissen Wohlstand und dann die Armut gebracht. Trotzdem ist sie jetzt das einzige Mittel, das helfen kann. Die bodenständige Sozialordnung verschwindet fast überall, die patriarchalische Großfamilie, die einst so stark war, löst sich in eine Menge kleiner Haushalte auf. Das spontane Verschwinden der Vielweiberei in den mohammedanischen Ländern des Mittelmeers wie auch der Polygamie der Häuptlingsstämme des Schwarzen Afrika beweist aber, daß sich unter den Trümmern des Vergangenen eine neue Ordnung durchzusetzen beginnt, die unter dem Einfluß des christlichen Abendlands steht. In polit-

scher Hinsicht ist das Schicksal dieser Kolonialländer sehr verschieden. Es scheinen sich aber überall, sowohl bei den neuen „Nationen“ wie innerhalb der großen Imperien, große Religions- oder Rassengemeinschaften heranzubilden (Zusammenschluß der Asiaten, der Schwarzen, der Mohammedaner), die die Zusammenarbeit mit dem Abendland wieder in Frage stellen. Diese Bildungen sind zugleich ein Wiedererwachen der Vergangenheit und Reaktionen einer kollektiven Opposition. Im Bereich der intellektuellen und moralischen Erziehung des Einzelnen wirken die christlichen Werte mit voller Kraft. Im Großen gesehen sind die Ergebnisse der Evangelisation immer noch gering; aber überall entstehen christliche Eliten. Allerdings kann man auf die neue Generation, obwohl sie in größerer Zahl zum Christentum kommt, weniger Hoffnungen setzen: sie ist zu flüchtig gebildet und scheint weniger wert zu sein. Zudem werden die Massen von Leidenschaften bewegt, die nicht aus dem Christentum stammen. So bleibt diese Bilanz ganz in der Schwebelage, wenn man nicht hoffen darf, daß die christlichen Werte vor Gott mehr sind als die der älteren Kulturen und daß es gelingt, eine einigermaßen christliche Welt zu schaffen.

Hervorzuheben scheint uns sodann der schon im Vortragstitel ausgedrückte Gedanke des Referats von M. P. Reuter, Professor für Kolonialgesetzgebung an der Rechtsfakultät von Aix: „Zwei aktuelle Formen des Kolonialimperialismus: Wirtschaftsprotektorat und kommunistische Durchdringung“. Professor Reuter betont, daß man die Kolonialprobleme nur sachgemäß untersuchen kann, wenn man sie erweitert zum Problem der auf Ungleichheit beruhenden Beziehungen zwischen zwei sozialen Gruppen überhaupt, ganz gleich, auf was sich diese Ungleichheit gründet. Neben der „totalen Kolonisation“, die die Besitzergreifung eines Gebiets durch den kolonisierenden Staat einschließt, gibt es andere Formen von Einflußnahme und Kontrolle. Zu diesen gehört seit dem 19. Jahrhundert, zuerst zugunsten Europas, dann auch zugunsten Amerikas, das vielfältige Phänomen des wirtschaftlichen Protektorats. Dieses Phänomen ist heute ebenso wie die eigentliche Kolonisation Gegenstand der Moralisierung durch die Idee der internationalen Gesellschaft. Dann existiert in den letzten Jahrzehnten als neuestes Phänomen der Einflußnahme die kommunistische Durchdringung. Sie besitzt verschiedene Formen. Sie tritt in Reinkultur auf in den Ländern der Sowjetunion, differenziert sich aber außerhalb dieser: es gibt Länder, wo sie siegt, aber doch noch eine Maske tragen muß, und andere Länder, wo sie nur Teilerfolge erzielt. Übrigens verschmilzt sie oft mit den Methoden des wirtschaftlichen Protektorats. Die beiden Formen gleichen sich in der Schmiegsamkeit ihrer Methoden und dem unterirdischen Charakter ihrer Unternehmungen. Aber sie unterscheiden sich durch die Tatsache, daß das Wirtschaftsprotektorat nur begrenzte und vorübergehende Ziele hat, die kommunistische Durchdringung dagegen unbegrenzte und endgültige. Was die Zukunft dieser verschiedenen imperialistischen Formen, der des Kapitalismus und der des Kommunismus, sein wird, ist ungewiß. Aber ihnen gegenüber scheint eine auf ideellen und sittlichen Voraussetzungen aufgebaute universale Organisation der Welt dringender denn je geboten.

Sehr positiv hat sich in seinem Vortrag P. Delos OP über das *Verhältnis der christlichen Botschaft zu den*

vorgefundenen kulturellen Werten in den zu bekehrten Ländern ausgesprochen. In den alten Hochkulturen Asiens ebenso wie in den primitiven Kulturen wird das Christentum, so sagt er, seinem Wesen gemäß die vorhandenen Werte achten. Da es selber keine Zivilisation ist, sondern die Frohe Botschaft der Erlösung der Menschen durch Jesus Christus bringt, nimmt es die Werte der Zivilisation auf als „Scharniere zwischen der transzendenten christlichen Botschaft und den sozialen, politischen, wissenschaftlichen und technischen Verwirklichungen, die eine Zivilisation bilden“: sie werden nur neu geordnet, neu orientiert. Außerdem senkt das Christentum einen Keim rechtlicher und sozialer Ideen in die Zivilisationen ein, die früher oder später die Einrichtungen des öffentlichen und privaten Rechts umwandeln werden.

Über *menschliche Beziehungen zwischen den verschiedenen Rassen* sprach Louis T. Achille: diese Beziehungen sind meist entstanden unter wirtschaftlichen, politischen und militärischen Rücksichten, unter der Einwirkung von rassistischen und religiösen Vorurteilen, und es fehlt auch heute noch erstaunlicher Weise vollkommen an einer angemessenen Vorbereitung auf diese ganz neue Art menschlicher Beziehungen. Sie würde einerseits objektive ethnographische Kenntnisse und andererseits eine Doktrin voraussetzen, die imstande wäre, die Rassenunterschiede, die die neuen Gesellschaften zerreißend, auszugleichen oder zu überwinden. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben des 20. Jahrhunderts und insbesondere der Christen, eine Ordnung zu schaffen, die die menschliche Persönlichkeit überall achtet und die natürliche Wirklichkeit mit der übernatürlichen Wahrheit der menschlichen Gesellschaft, so wie der Gottessohn ihren Plan geoffenbart hat, miteinander in Einklang bringt. Angesichts der providentiellen Verschiedenheit der Rassen handelt es sich darum, die Prinzipien der Einheit wiederzufinden, einmal einen auf die ganze Welt ausgedehnten Menschheitsbegriff und dann eine wahrhaftige Erkenntnis des göttlichen Wertes des erlösten Menschen und des alle einigenden übernatürlichen Ortes, des mystischen Leibes Christi.

Der letzte der Vorträge, „*Verschiedenheit und Einheit des schwarzen Afrikaners*“ behandelte schließlich noch ein wesentliches Thema der Entwicklung der überseeischen Länder: das Entstehen eingeborener Kirchen. Msgr. Chappoulié, der Leiter der Päpstlichen Missionswerke, der darüber sprach, betonte, daß es sich nicht nur darum handle, einen eingeborenen Klerus mit einer eingeborenen Hierarchie zu schaffen, so wichtig das auch sei; sondern daß es in erster Linie darauf ankomme, eine Kirche zu errichten, die nicht mehr als fremd empfunden werde, sondern sich den Reichtum der vorgefundenen Zivilisation assimiliert habe. Darauf muß der Missionar hinarbeiten; er darf sich nicht als Bote seines Vaterlandes fühlen, sondern muß sich ganz mit den legitimen Interessen derer identifizieren, zu denen er gesandt ist, muß sich ihnen so ähnlich wie möglich machen. Bei den eingeborenen Priestern ihrerseits ist es von Wichtigkeit, daß sie fest in ihrer eigenen Kultur stehen, sie kennen und mit ihr nur so weit brechen, als es der Glaube verlangt, den sie ebenfalls wirklich kennen müssen. Wohl hat ein providentieller Plan die Kirche im Abendland zuerst zur Entfaltung kommen lassen, und diese ihre Geschichte führt zu gewissen legitimen Konsequenzen. Die Schwierigkeiten, die der Mis-

sion aus der abendländischen Geschichte der Kirche erwachsen, dürfen aber auch nicht überschätzt werden in einer Zeit, wo die ganze Welt so viele Anleihen bei der gesamten Kultur des Abendlandes macht und gemacht hat. Für den Eingeborenen besteht, wenn er sich der abendländischen Kultur erschließt, die größere Schwierigkeit darin, nicht mit ihrem christlichen Erbe zugleich die tiefen antichristlichen Strömungen einzusaugen, die sie heute durchsetzen.

SCHLUSSFOLGERUNGEN DER SOZIALEN WOCHEN

Die Soziale Woche von Lyon hat die Ergebnisse ihrer Arbeit in folgende Entschliebung zusammengefaßt:

„Zum zweiten Mal an den Ort ihrer Wiege zurückgekehrt, haben die Sozialen Wochen Frankreichs ihre XXXV. Tagung in Lyon gehalten. Sie hatten sich zum Thema die *Beziehungen zwischen den überseeischen Völkern und der abendländischen Kultur* gewählt.

Schon zweimal hatten sie sich diesem Problemkreis zugewandt: 1936 in Versailles unter dem Titel ‚Spannungen zwischen Kulturen‘ und vor allem schon 1930 in Marseille, wo sie bei der Behandlung der sozialen Frage in den Kolonien schon gleichsam im voraus die Prinzipien zur Lösung der Probleme aufgestellt haben, die sie heute untersuchen.

I.

Wenn sie diese Fragen in diesem Jahr nochmals aufgenommen haben, so darum, weil die umwälzenden Erschütterungen des Abendlandes ebenso wie die der überseeischen Völker in ihren gegenseitigen Beziehungen eine Krise ohnegleichen hervorgerufen haben. Infolgedessen befinden wir uns einer beträchtlich veränderten Situation gegenüber.

Indem sie ihre Zuhörer einladen, sich der Ausdehnung der Krise bewußt zu werden, und indem sie die verschiedenen Aspekte des Problems und die Zusammengehörigkeit der zu untersuchenden Fälle unterstrichen, haben die Vortragenden nach einander die Aufmerksamkeit auf die beiden Posten der Bilanz des europäischen Wirkens jenseits der Meere, den positiven und den negativen, auf das Erwachen der asiatischen Kulturen, auf die Probleme, die im Islam gären, auf die besonderen Charakteristika des schwarzen Afrika, auf die Umgestaltung der Kolonialreiche und die internationalen Kontrollen gelenkt und auch nicht vergessen, die Versteifung eines gewissen verspäteten Kolonialismus und die verdeckten Kolonisierungsformen, die häufig gefährlicher sind als die offenen, das wirtschaftliche Protektorat und die kommunistische Durchdringung zu analysieren. Sie haben auch die Krise des Abendlandes analysiert, das sein Erziehungswerk durch seine innere Zerrissenheit gefährdet und die christlichen Werte, die die unbestreitbare Superiorität seiner Sendung bilden, dadurch entwertet, daß es selber ihnen nur teilweise anhängt.

Doch anstatt sich bei einer Gewissensforschung der Vergangenheit aufzuhalten, ist es wichtiger, sich, von der gegenwärtigen Situation ausgehend, der Zukunft zuzuwenden. Bei dieser Rückwendung auf sich selbst handelt es sich für das Abendland, das heute an sich selber zweifelt und sich fragt, ob es sein Werk fortsetzen soll, vor allem um seine gegenwärtige Verantwortung.

II.

Im Lichte dieser Analysen ist sowohl zum Verständnis des Kolonialphänomens wie zu seiner Beurteilung die Notwendigkeit deutlich geworden, es in den geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, denn es wandelt sich mit der Geschichte, die es entstehen sah und es seinem Ende zuschreiten sehen wird, in dem Maße, als die überseeischen Völker zur Reife gelangen. Es bildet im übrigen nur ein Element in einem Ganzen: der kulturellen Lage der gesamten menschlichen Gemeinschaft. Daher ist sein Leitprinzip auch das Wohl dieser Gemeinschaft. Dieses Prinzip rechtfertigt zu einem großen Teil die Kolonisation des 19. Jahrhunderts und verurteilt zugleich seine Mißbräuche, denn das Recht zur Kolonisation zerstört sich selbst, wenn es sich vom nationalen Egoismus monopolisieren läßt.

Die Lösung der gegenwärtigen Krise ist also in der Überwindung der alten Formeln zu suchen, die alle mehr oder weniger paternalistisch sind. Die verschiedenen älteren Formen der Kolonisation müssen entschlossen in die Organisation einer wirklichen Völkergemeinschaft überführt werden. Diese drängt sich im Interesse aller auf, an erster Stelle im Interesse der überseeischen Völker. Diese menschliche Gemeinschaft setzt einen gemeinsamen Lebenswillen voraus, der entwickelt werden muß; dabei kann man über die rassistischen Mißverständnisse hinweg von den wirtschaftlichen, politischen, kulturellen Banden profitieren, die die Geschichte zwischen den Völkern geknüpft hat.

Das Interesse aller Zivilisationen verlangt eine Vielfalt von Querverbindungen und wirtschaftlichem und kulturellem Austausch. In einer Welt, die täglich ein wenig kleiner und einheitlicher wird, verurteilt sich jeder, der sich isoliert, zum Tode.

Ebenso kann ein zu beträchtlicher Abstand zwischen der praktischen Wirksamkeit zweier Zivilisationen nicht ohne tödliche Gefahr für die weniger entwickelte aufrechterhalten werden. Es ist in ihrem eigenen wie im Interesse aller, diesen Abstand nachzuholen, ohne ihre Seele dabei zu verlieren. Diese Notwendigkeit fühlen die überseeischen Völker selber. Daher ihr berechtigter Wunsch, hinter das Geheimnis der mehr oder weniger großen teilweisen Überlegenheit zu kommen, die sie dem Abendland zuerkennen, um sich ihm zum gemeinsamen Vormarsch anzuschließen.

Die Staaten, die infolge vergangener oder gegenwärtiger geschichtlicher Umstände eine zum mindesten vorläufige Autorität, einen Einfluß auf sie ausüben, haben daher die Pflicht, ihnen dabei zu helfen. Sie müssen ihre Rolle als die eines Ratgebers und Erziehers auffassen, der im Namen der internationalen Gemeinschaft handelt, die selber noch zu wenig organisiert ist, um diese Aufgabe zu übernehmen.

Sie müssen sich infolgedessen daran erinnern, daß man die Völker zu ihrem eigenen Nutzen und mit ihrer wachsenden Mitarbeit erzieht und daß jede Erziehung normalerweise mit Verselbständigung endet und auf diese hinzielen muß.

Ziel ist es, ihnen zu helfen, sich selbst zu finden, sich der Möglichkeiten ihrer eigenen Kultur bewußt zu werden; zu diesem Zweck muß man sie anleiten sich anzustrengen, ihre Kultur mit der unsern zu vergleichen, sie frei zu entwickeln durch Anleihen, die sie bei uns machen. Das setzt auf unserer Seite ein ständiges Bemühen des Verstandes und des Herzens voraus, um die Mittel

dem Ziel anzupassen: ein solches Werk verträgt keine Improvisationen.

III.

Heute erwarten die überseeischen Völker von uns Techniker der Wissenschaft und der Industrie, Spezialisten der sozialen Aufgaben, Männer, die sie in unsre Kultur einführen; aber sie wollen Männer, die im Geist des Dienens zu ihnen kommen.

Bei der Aufgabe, die sich uns bei diesen Völkern stellt, muß man die schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Probleme betonen, die zu lösen sind; die Methoden und Arbeitsbedingungen ihrer bäuerlichen Bevölkerung müssen erneuert werden, und es muß vermieden werden, daß sich bei der notwendigen Industrialisierung ein Eingeborenenproletariat bildet. Es ist klar, daß eine solche Entwicklung eine fortschreitende Erziehung der Jugend voraussetzt. Daher erscheint denn auch das Problem der „Evolués“ und ihrer Beziehung zu den Massen als das Schlüsselproblem.

Dieses Problem besteht nicht nur bei ihnen, sondern auch bei uns, wohin sich viele von ihnen für eine gewisse Zeit begeben. Hier wie dort muß man ihnen gegenüber Verständnis beweisen, ihnen schon in der Art, wie wir sie aufnehmen, einen moralischen Halt geben, ihnen die Möglichkeit wirklichen Kontaktes mit unsern Familien verschaffen, denn nur diese können ihnen die Quellwerte unsrer Kultur erschließen.

Das setzt voraus, daß wir sie auf gleicher Ebene aufnehmen, mit brüderlicher Liebe, die die erste Vorbedingung jedes wirklich menschlichen Werks ist, denn es handelt sich schließlich darum, ihnen zu helfen, ihre Last zu tragen, indem sie bereit sind, sie mit uns zu tragen und uns zu helfen, die unsre zu tragen. Könnte diese gewaltige gemeinsame Aufgabe der Völker des Abendlandes im übrigen nicht auch dazu beitragen, daß sie sich untereinander aussöhnen?

IV.

Bei der Errichtung dieses gemeinschaftlichen Lebens der ganzen menschlichen Familie, deren Einheit das Christentum verkündet, indem es zugleich die grundlegende Gleichheit seiner Glieder lehrt, haben die Katholiken, deren Name schon einen Aufruf zum Universalismus bedeutet, eine überragende Verantwortung, zumal ihr Charakter als religiöse Menschen ihnen bei den überseeischen Völkern ein besonderes Gehör verschafft. Mehr als anderen obliegt es darum ihnen, die Vorurteile der Farbe und die Gefühle rassistischer Überlegenheit abzulegen und sich kühn der zu leistenden Aufgabe zu stellen.

In der Tat, wenn die frohe Botschaft vom Reich Gottes, die das Christentum der Welt bringt, einer alle Zivilisationen und alle irdischen Werte übersteigenden Ordnung angehört, so vermittelt sie dennoch den Menschen, den Urhebern dieser Zivilisationen und Verwirklichern dieser Werte, ein allumfassendes Liebesideal, das wie ein Sauerteig wirken muß.

Um sich dem Leben der überseeischen Völker besser einzuverleiben, hat die Kirche selber, die Trägerin dieser Botschaft, den eingeborenen Priestern und Laien, die die eingeborenen Kirchen errichten sollen, einen weiten Raum eingeräumt. Wir Christen des Abendlandes, Priester und Laien, haben die Aufgabe, die Atmosphäre zu schaffen, in der sie gebaut werden, und die Männer heranzubilden, die sie bauen können.

Theologie und Marxismus

Die französische Zeitschrift „Esprit“ setzt ihre Auseinandersetzung mit den Kommunisten, über die wir schon in der Herder-Korrespondenz 2. Jg., Heft 7, S. 317/18 berichtet haben, in einer umfangreichen Doppelseite fort, die den Marxismus in seinen verschiedenen Ausprägungen und Möglichkeiten zum alleinigen Thema hat (Marxisme ouvert et Marxisme scolastique — Mai/Juni 1948). Wie schon bei anderen Gelegenheiten, öffnet die Zeitschrift wieder ihre Spalten Mitarbeitern der verschiedensten Richtungen: Christen und Kommunisten und solchen, die irgendwie in der Mitte zwischen den Extremen stehen. Auch eine Reihe von Ausländern haben an der Nummer mitgearbeitet, Engländer, Italiener und von deutscher Seite Walter Dirks, Herausgeber der Frankfurter Hefte, dessen Stellung gegenüber dem Marxismus uns aus seinen Aufsätzen in dieser deutschen Zeitschrift bekannt ist. Die Mehrzahl der Aufsätze des „Esprit“ betrifft philosophische, historische, wirtschaftliche oder parteidoktrinaire Fragen. Ihre Absicht ist es, das gültige Anliegen, das in den marxistischen Positionen oder hinter denselben steckt, herauszuarbeiten. Diese Bemühung ist uns schon aus manchen Arbeiten der französischen Katholiken bekannt. Wir möchten aus diesem Heft nur einen Aufsatz herausgreifen, der diese Bemühung um neue Gesichtspunkte zu bereichern scheint. Der Aufsatz stammt von H.-C. Desroches, dem Herausgeber der Zeitschrift „Economie et Humanisme“, und hat den Titel „Théologie et Marxisme“. Desroches geht darin der marxistischen Position entgegen, so weit er eben kann.

Desroches betrachtet seine Darlegungen nicht als eine Darstellung des gesamten Problems der Beziehungen zwischen dem Marxismus und dem religiösen Bewußtsein; er nennt sie „ein paar Bemerkungen“, und als solche, als Anregungen, müssen sie auch aufgenommen werden. Sein Ausgangspunkt ist der, daß er überzeugt ist, daß Marx ein echtes Problem aufgeworfen hat, aber mit Notwendigkeit nur eine ganz vorläufige und schließlich irrige Antwort darauf geben konnte. Die Art jedoch, wie Marx das Problem gestellt hat, erscheint Desroches als wahrhaft aufrüttelnd, gerade für den Gläubigen. Sie verpflichtet ihn zu einer tiefen Selbstbesinnung, um darin das Berechtigte und das Irrige in der ihm vorgeworfenen „Selbstentfremdung“ (das ist der Marx'sche Terminus) voneinander zu scheiden. Zwei Punkte hält Desroches dabei für wesentlich: die Selbstentfremdung durch die religiösen Strukturen und durch die theologischen Tugenden.

Die ersteren schließen eine gewisse „Selbstentfremdung“ in dem Sinne ein, daß sie eine gewisse soziologische Erschlaffung begünstigen, die dem gläubigen Individuum fremd ist; die letzteren in dem Sinne, daß sie ein von außen heranzetragenes Mittel zu sein scheinen, das außerhalb des persönlichen Gewissens liegt.

Desroches gibt Marx gegenüber zu, daß diese „Selbstentfremdungen“ geschichtlich und psychologisch unvermeidlich waren. Aber er glaubt, daß man bei tieferem Durchdenken zu der Einsicht gelangen muß, daß diese Entfremdungen nur darum solche sind, weil sie der Freiheit und Durchsichtigkeit des Gewissens gegenüberstehen, zu der wir berufen sind: Spaltung im eigenen Innern, die überwunden werden muß, Gesetz einer unvollkommenen und vorübergehenden Situation. Er sieht